

Aufwachsen als Dorfjunge – und die plötzliche Flucht ins Ungewisse / *Von Paul Christian Walter* 25

Es begann bereits im ersten Schuljahr, wo ich täglich als Sechsjähriger – von einem Ende des Dorfes in Lovas bis zum anderen – als Erstklässler zu Fuß zur Schule gehen musste. Der Heimgang war dann doch weit angenehmer, denn, da konnte ich täglich bei meinem beliebten Onkel und Taufpate Paul Rack (mütterlicherseits) einkehren, wo ich seine musikalischen Talente mir anhören durfte. Er spielte nämlich mit großer Leidenschaft eine zweireihige Knopf-Ziehharmonika, somit hatte er mit mir einen Bewunderer seiner Musiktalente entdeckt. Ich durfte recht bald – und täglich, nach der Schule ein bisschen auf die „Knöpfe“ drücken. Das hörte sich bei mir so an, als kämen da „Wundertöne“ hervor. Meine Begeisterung für Musik wuchs stetig und ich konnte recht bald selbst einige Musikstücke auf Onkel Pauls Ziehharmonika vorspielen – aber nur nach Gehör und ohne Noten – denn auch für Onkel Paul waren Noten ganz fremd. Mein Onkel sagte mir auch immer wieder: „Wenn dich jemand fragt, wie Du heißt, dann sage immer: „Ich bin der 2. Rack Paul. Ja, mein lustiger Onkel war aber gar nicht so arm, den er konnte sich neben einem „Salasch“ (Landhaus) und einem riesig breitem Dorfhaus mit stattlichem Innenhof, das gleich neben dem Dorf-Pfarrhaus stand. Auch das erste Automobil des Dorfes konnte er sich bereits 1938 kaufen. Schließlich hatte er auch ein großes Wirtshaus im Dorf und belieferte viele Dörfern im Umkreis mit allerlei alkoholischen Getränken (er hatte also eine Art „Monopoly“ von damals.

Meine Enttäuschung kam erst später. Was ich damals noch nicht wusste, war, dass mein Vater (Hans Walter aus Berak) kein Freund von Musikanten war, und als ich ihn bat, mir eine Ziehharmonika zu kaufen, kam der „Schreck“ zum Tageslicht: „in meinem Haus werden keine Musikanten aufgezogen, Musiker sind alle Halunken und Wander-Ziegeuner. Und er sagte weiter: „Viel lieber wäre mir wenn du ein Dorfdoktor wirst und eine Hochschule besuchst, dass würde mehr Sinn machen“. Weit und breit gibt es keinen einzigen

Arzt in keinem der umliegenden Ortschaften von Berak, und man müsse bis zu 40 Kilometer und mehr mit Ross und Wagen in die Stadt zum Arzt fahren, „Das kann auf Dauer nicht gut gehn“, so mein Vater, und er wusste, von was er sprach, seine erste Frau starb in Berak bei der Geburt meines Halbbruders Andreas. Sie ist einfach verblutet, und eine Dorf-Hebamme war noch lange keine Medizinerin.. Mein Musiktraum wirkte aber trotzdem in mir weiter, und recht bald konnte ich genug Musikstücke auf Onkel Paul`s Ziehharmonika hervorzaubern, um später an einem von meinem Onkel initiiertem „Kinderball“ aufzuspielen. Ein Jahr später geschah ein kleines „Wunder“: Mit der Ziehharmonika meines Onkels durfte ich auf diesem angesagten *Kinderball* zum ersten Mal aufspielen. Unter den vielen Kindern waren auch neugierige Erwachsene und Eltern der Kinder gekommen, unter ihnen – ganz durch Zufall – kam auch mein Vater und Mutter vorbei. Meine Mutter hatte bestimmt viel dazu beigetragen, dass auch mein Vater kam, ohne zu erwähnen, dass sein eigener Sohn dort musizieren würde. Nach der ersten Pause kam mein Vater auf mich zu und sagte: „Junge, du bekommst deine eigene Ziehharmonika!“ Er konnte die Tränen in seinen Augen nicht stillen, und so war eine neue Etappe vor uns. Die „Hochschule besuchen“ war aber für meinen Vater trotzdem kein Tabu. Er arrangierte mit meiner Tante Magdalena, (Schwester meiner Mutter) in der Stadt Vinkovci, die Wohnmöglichkeit während meiner Schulzeit zu sichern. Denn, sein Vorhaben war unverändert: „Wir Dorfsleute brauchen unbedingt Dorfärzte!“, sagte er immer wieder.

Nach Beginn meines sogenannten zweiten Bürger- oder Hauptschuljahres 1944 kam dann doch unerwartet alles anders. Wir Auslandsdeutschen (Donauschwaben) mußten, wegen des gescheiterten Russlandkrieges, und wegen des bedrohten Eindringen der Tito-Partisanen – ohne Ausnahme – unsere Dörfer in Richtung *Deutschland* verlassen. Als ich mit meinen kaum 13 Jahren „aufgefordert“ wurde meinen elterlichen Pferde-Planwagen mit meiner Mutter in Richtung „Deutsches Reich“ zu kutschieren, gab es kein „Ausweichen“ von dieser Verpflichtung. Die Lage

war todernst, Vater und mein damals 17-jähriger Bruder Andreas mussten als „Heimatschutz“ zurückbleiben, und am 17. Oktober 1944 verließen ich und meine Mutter in einer Pferdekolonnen unseren Heimatort „Berak“ in Richtung Vinkovci. Nach einer Tagestour erreichten wir Neudorf, ein reindeutsches Dörfchen, nur wenige Kilometer bis zur ersten größeren Stadt Vinkovci. Dort übernach-



In Waldkirchen u. Wesenufer OÖ, wurden wir im November 1944 von den Ortsbewohnern herzlich aufgenommen.

teten wir zum ersten und letzten Mal in Betten, bei sehr netten deutschen Ortseinwohnern, nicht wissend, dass der Kriegsschauplatz sich plötzlich – und auch über Nacht – schnellstens verändern kann. Genau um 11 Uhr nachts erleuchtete plötzlich der Himmel mit Leucht-kugeln, kurz darauf knallten bereits die ersten anglo-amerikanischen Fliegerbomben – und zerstörten nach weniger als 10 bis 15 Minuten den Bahnhof und den umgebenen Stadtteil von Vinkovci in Kroatien.

Der Horror war für uns erst am nächsten Morgen ersichtlich, als unser Pferdetrack unmittelbar in der Nähe des Bahnhofs vorbei, in Richtung Esseg (Osijek) wei-

terfuhr. Hier sahen wir zum ersten Mal im Leben, was Fliegerbomben in wenigen Minuten anrichten konnten: Tote Körperteile und Blut sah man an den eingestürzten Hauswänden... Nach weiteren 30 Tagen unterwegs erreichten wir durch Ungarn friedlich, von Tag zu Tag auch die ungarische Stadt Sopron, die letzte Stadt vor Österreich und die damals genannte Reichsgrenze – und

letztendlich auch – nach weiteren Trecks durch hügelige Landschaft von Nieder- und Oberösterreich die Dorfgemeinden Waldkirchen und Wesenufer an der Donau, im heutigen Oberösterreich, wo unsere Ortsgemeinschaft aus Berak am 18. November bei Bauern und Ortsbewohnern herzlichst aufgenommen, und wir zum ersten Mal nach 30 Tagen wieder in Betten schlafen konnten. Der damalige Bürgermeister von Wesenufer, Anton Selle, kam auf mich zu und sagte: „Du Junge und deine Mutter kommen zu mir nach Hause!“ Er hatte am Ende des Dörfchens Wesenufer ein kleines Landhaus leer stehen, das er uns zum Wohnen anbot. Das war viel mehr, als was wir erwartet hätten. Herr Selle war nicht nur Bürgermeister des Ortes Wesenufer, sondern – wie wir später erfuhren – auch der einzige Bäckermeister im Ort. Ich war von dem Entgegenkommen dieses Herzensmenschen so angetan, dass ich vor Freude weinen musste. Habe aber später durch die „Blume“ erfahren, dass Herr Selle sich in unsere hübschen belgischen Pferde verliebt hatte,

und höchstwahrscheinlich nur deswegen mich und meine Mutter zu sich aufnahm. Wie immer es auch gewesen war, jede unserer Flüchtlings-Familien aus dem Ort Berak wurden herzlich bei der ganzen Dorfbevölkerung von Wesenufer a. d. Donau und den Bauern im nahegelegenen Waldkirchen, gut aufgenommen. Wir pflegen auch heute noch, trotz Auswanderung nach Kanada, oder anderorts, eine gute Beziehung zu den Ortsbewohnern und den Nachkommen der Familie Selle, denn für uns und unsere Familien bleiben die schönen Ortsgemeinschaften Waldkirchen und Wesenufer an der Donau, ewig und immer ein himmlischer Zufluchtsort.